

AUSSTELLUNG

Ungebrochen modern | Herbert Bayers Berliner Jahre

Das Bild der Architektur-Avantgarde der Zwischenkriegszeit ist zu einem erheblichen Teil nicht durch die Bauten selbst, sondern durch deren mediale Verbreitung in Fotografien und Zeitschriften geprägt worden. Das gilt besonders für das Bauhaus und seine Protagonisten. Es hat Jahrzehnte gedauert, um das mit der Retrospektive von 1938 im damals noch jungen New Yorker Museum of Modern Art geprägte Bild der unpolitischen, industrieorientierten, schlichtweg fortschrittsoptimistischen Lehranstalt der tatsächlichen Historie zumindest anzunähern. Wichtiges Element dieser Legendenbildung war der Katalog von 1938. Gestaltet hat ihn, wie die gesamte Ausstellung, der Bauhaus-Meister Herbert Bayer.

Für ihn war es das Entretebillet in die USA. Bauhaus-Gründer Walter Gropius hatte ihn, einen seiner Lieblingsschüler, damit aus Nazi-Deutschland herausgelockt, wo Bayer bis zu diesem Zeitpunkt als bestverdienender Werbegestalter Deutschlands ein trotz allmählich zunehmender Anfeindungen vergleichsweise angenehmes Leben führen konnte. Zehn Jahre lang war Bayer in Berlin als Grafiker und Gestalter tätig, seit seinem Abschied vom Bauhaus 1928, das zum selben Zeitpunkt neben ihm und Gropius auch Marcel Breuer und Laszlo Moholy-Nagy verlassen hatten, zwei weitere Vertreter des technisch-industriell orientierten Bauhauses und spätere Emigranten in die USA.

Diesem Berliner Jahrzehnt Bayers ist die Ausstellung des Bauhaus-Archivs gewidmet, die eine Fülle von Zeitschriften, Werbeschriften und Plakaten zeigt und von einem noch weit umfassender illustrierten, leider mit zu kleiner, schwer lesbarer Schrift versehenen Katalog begleitet wird. 1928 bis 1938 – das Jahr 1933, das dieses Bayer'sche Jahrzehnt doch in zwei Hälften teilen müsste, kommt bei dem Bauhäusler nicht vor. Er gestaltete vor den Nazis ebenso wie unter den Nazis, er ist geradezu das moderne Aushängeschild des Regimes. Nicht, dass er sich in seinen Mitteln anbotierte (politisch ist er ohnehin vollkommen desinteressiert). Er bleibt sich gestalterisch treu, er ist gleichbleibend gut, nur dass er jetzt eben die Ausstellungen „Deutsches Volk, deutsche Arbeit“ (1934) oder „Deutschland“ (1936) mit einer bauhaus-typischen Broschüre versieht, die im Olympia-Jahr ein positives Bild der ersten drei Jahre des Hitler-Regimes zeichnet. An dem Edelmagazin für die Dame „die neue Linie“ lässt sich die gestalterische Treue gut verfolgen: Die Titelblätter, stets auf dem Zeichentisch und nie mit der Kamera entstanden, sind mit ihren eleganten Übergängen und ihren aufgesprühten, verwischten Farben ein einziges Kontinuum. Nur dass statt des Dauerthemas „Elegante Dame auf Reisen“, das die Sehnsüchte der Leserinnen befriedigt, im Jahr 1938 bei einer Italienausgabe die brutale Physiognomie des Diktators Mussolini neben einer römischen Säule und der Umrisszeich-



Titel des Möbelkatalogs „wohnbedarf“ von Herbert Bayer, 1933
Abbildung: Bauhaus-Archiv Berlin, © VG Bild-Kunst, Bonn 2013

nung des italienischen „Stiefels“ auftaucht. So viel Reverenz ans Regime musste wohl sein.

Bayer hatte sich mit dem berühmten Umschlag der Zeitschrift „bauhaus“ von 1928 mit Kugel, Kegel und Zeichendreieck schlagartig bekannt gemacht. In Berlin wurde er künstlerischer Leiter der Agentur Dorland, er gestaltete Kampagnen für Reiseziele, Möbel, Kosmetik, Mode und 1934 dann eben für die NS-Organisation „Kraft durch Freude“. Stets kombiniert er Fotos, Zeichnung und eine sehr suggestive Farbigkeit, dazu weiß er wie kein zweiter mit der Typographie zu spielen. Das war schon beim Plakat zur „section allemande“, der Werkbundabteilung bei der Ausstellung der Société des artistes décorateurs in Paris 1930 der Fall.

Bayer gelang, was Mies als Architekt verwehrt blieb: Innerhalb des sich verfestigenden NS-Regimes einfach weiterzumachen. Das wirft ein bezeichnendes Licht auf die Atmosphäre, die in Berlin herrschte, eine Atmosphäre des „Es wird schon nicht so schlimm“. Und da Bayer für Industrie und Handel arbeitete, also kein freier Künstler war, war er jahrelang relativ geschützt. Aufträge für KdF oder Messen unterm Funkturm erledigte er ebenso routiniert wie Plakate für „Oberurgl, das Gletschendorf Tirols“. Das war übrigens bereits 1935, also vor dem „Anschluss“ Österreichs.

Herbert Bayer war unfassbar fleißig, die Arbeit muss ihm nur so von der Hand gegangen sein. So hatte er denn auch Gropius gegenüber seinen Abschied vom Bauhaus annonciert: er wolle endlich arbeiten. Mit der Ausstellung im Bauhaus-Archiv wird ein wichtiger Aspekt der Geschichte der Moderne anschaulich. Die Moderne war eben nicht am 30. Januar 1933 schlagartig zu Ende. Sie lief weiter, sie konnte sich zwar nicht mehr weiterentwickeln, aber sie war präsent, zumindest in den großen Städten und zumal in Berlin. *Bernhard Schulz*

„mein reklame-fegefeuer“ herbert bayer. werbegrafik 1928–1938 | Bauhaus-Archiv, Klingelhöferstraße 14, 10785 Berlin | www.bauhaus.de bis 24. Februar | Der Katalog kostet 39,90 Euro

LESERBRIEFE

► **„Ich brauche die Industrie. Ich brauche Stifter und Spender“**
Bauwelt 1–2.14, Seite 14

Grundlegender Beitrag

Mit Ihrem Interview zum Kirchenbauprojekt Villa Massimo/Finsterwalder haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Auch wenn die sozialen Zusammenhänge kirchlichen Bauens natürlich in der Regel ganz andere sind, habe ich selten so präzise die Aufgaben und das Faszinosum sakraler Räume zusammengefasst bekommen. Geschichte, Liturgie, Ort, Material, Licht, Weg: alles drin. Es ist ein grundlegender Beitrag zu einem großen Thema, dem man nur viele wache Leser, sowohl auf Architekten- wie Bauherrenseite wünschen kann.

Martin Matl, Fulda

► **„In Nachbarschaft zur Weißenhof-siedlung wollten wir Mies toppen!“**
Bauwelt 1–2.10, Seite 26

Stuttgart Killesberg – Der Charme eines Einkaufszentrums an der Endhaltestelle

Zentral verfolgt Ihr Artikel die Erfolgsgeschichte eines Developers und nicht die einer Architekturkritik. Doch kann man das fertige Produkt sicher nicht ganz von der Betrachtung seiner Inhalte trennen. Das erlaube ich mir hiermit nachzuholen.

Vorab die Frage: Ist der Ort ein Stück Stadt oder mehr Zwischenstadt oder Dorf? Architektur und die Funktionen sprechen bei dem Projekt auf dem Stuttgarter Killesberg in ihrer Summe eindeutig von der Stadt. Die Architektur ist auch von sehr hoher Qualität, bezogen auf ihre Erscheinung, das Material und die Details.

Doch der Anspruch des Städtischen entsteht hier zunächst durch den aufwendig gestalteten Park, der einen Großteil des ehemaligen Messegeländes bedeckt und die Beziehung zum eigentlichen Killesberg herstellt. Dieser Park ist eindeutig schon durch seine artifizielle Modulation ein Stadtpark und nicht wild oder frei interpretierte Landschaft.

An den Park baidert sich das Projekt auch gerne an, in dem es genauso dörflich offen seine Privaträume dem

fließenden Grün entgegenstreckt, wie das vielgescholtene Vorstadgrün der Wohnsiedlung an der Reinhold-Nägele-Straße gegenüber. Dort verfügen die Häuser immerhin noch über eine Adresse, im Unterschied zum Projekt Killesberghöhe. Hier ist die eigentliche Adresse eine überdimensionierte Tiefgarageneinfahrt in der Stresemannstraße, was die feindliche Haltung durch geschlossene und hohe Mauern zu dieser Seite noch einmal verstärkt. Eine ständige Durchmischung von öffentlichem und privatem Raum zieht sich durch den extrem hochpreisigen Wohnanteil der Anlage. Neben der mangelnden Adressbildung, verfügen die Gebäude nie über den Vorteil einer zurückgezogen rückwertigen Lage zum Schutze des Privaten. Nur mit Mühe wird die Intimsphäre des Exklusiven in den Erdgeschoss hinter Hecken gewahrt. Das hat aber automatisch zur Folge, dass auch das Öffentliche zum Halböffentlichen wird und so verkommt nicht nur der Stadtpark teilweise zum Vorgarten der Anlage.

Die 15 Meter breite Tiefgarageneinfahrt bedient ein öffentliches Parkhaus und die Anlieferung des Einkaufszentrums, auch das Privatparken erfolgt über diese Einfahrt, allerdings hinter einem anonymen Tor, ohne eine Spur der Kennzeichnung. Die Stadt Stuttgart verweist stolz darauf, dass es auch bei diesem Projekt gelungen sei, die Anlieferzone auf ihr Geheiß hin unterirdisch vorzusehen. Diese versenkte Riesenmaschine dürfte gut und gerne ein Viertel der Baukosten ausmachen. Was ist eigentlich so schlimm daran, ein Geschäft im Erdgeschoss zu beliefern? Aber schon an diesem Detail wird klar, dass nur ein „Developer“ so etwas stemmen kann. Also städtische Bebauung im kleinteiligen Maßstab darf hier nicht entstehen, schon weil der Tante-Emma-Laden sich nur schwer mit einer unterirdischen Anlieferzone verträgt und es geht hier auch kaum um die Nahversorgung eines Quartiers.

Am meisten schmerzt jedoch die städtebauliche Haltung zur Seite „Am Kochenhofen“, wo nicht die Chance ergriffen wurde, die Straße als öffentlichen Raum zu fassen, sondern im Gegenteil, das Projekt sich autistisch skulptural zurückzieht, sogar im Vergleich zur früheren Kante der Messgebauten. Dass das Kerngeschäft des neuen Quartiers auch die Konkurrenzveranstaltung zu dieser Straße auf sei-

ner Rückseite darstellt, macht die Bedeutung des öffentlichen Raumes innen deprimierend eindeutig und außen schlicht langweilig.

Das Projekt „Killesberghöhe“ ist ein zeitgenössisches Lehrstück über Fehlleistungen im Städtebau sowie in der Stadtplanung. *Prof. Klaus Schäfer, Lehrstuhl für Städtebau, Bremen*

► **Kein Lehrstück. Alter Bundesrechnungshof in Frankfurt am Main**
Bauwelt 48.13, Seite 6

Wortwahl

„Kein Lehrstück“ hieß es in der Überschrift des Artikels über die unselige Entwicklung um das Grundstück des ehemaligen Bundesrechnungshofes. Und Sie klagten, zu Recht, ein unsägliches „Gutachterverfahren“ an.

Dabei bedienten Sie sich – leider, und damit passte der Inhalt auch journalistisch zum Titel – der Begrifflichkeiten, die es uns in der Praxis (ich bin seit etwa 15 Jahren Sprecher des Wettbewerbsbeirats im Bezirk Münster und habe mit meinem Büro etwa 100 [geregelt] Wettbewerbsverfahren betreut) so schwer machen, die Unterschiede zwischen „grauen“ und geregelten Verfahren zu vermitteln: Gutachterverfahren? So etwas gibt's doch gar nicht. Und dürfen sich Entscheidungsbeteiligte an ebendiesen denn überhaupt (Fach-)Preisrichter nennen?

Es geht weiter: „Preisgericht“, „Jury“, „Preisträger“, „Preise“. Alles ganz normal ... Und schlussendlich auch die „Wettbewerbsausstellung“ (bei Ihnen ohne Anführungszeichen). Aber: Sollte denn ein Fachblatt wie Ihres nicht ganz anders, nämlich offensiver und pointierter, gegen diese Auswüchse agieren? Dazu würde sicher auch die Terminologie gehören. Dann würde der eine oder andere Kollege vielleicht etwas länger über eine Teilnahme nachdenken (und dann trotzdem zusagen; es ist halt ein langer Weg ...).

Natürlich gibt es auch schlecht vorbereitete geregelte Wettbewerbsverfahren, ich weiß, aber das steht auf einem anderen Blatt. Insgesamt müssen wir alle daran arbeiten, dass endlich eine ehrliche Wettbewerbskultur Einzug in unsere Branche hält. Auch sprachlich. Davon sind wir nämlich – bei allem Bemühen – noch Lichtjahre entfernt. *Stefan Schopmeyer, Münster*



1



2



3

WER WO WAS WANN

1 Möglichkeiten der Globalisierung | Sieben Projekte von Baumschlager Eberle, darunter die Villa Kloser in Los Angeles, werden vom 31. Januar bis 13. März unter dem Titel „Vom Wissen über den Ort“ bei Aedes in Berlin präsentiert. Die Arbeiten decken ein breites Aufgabenspektrum ab und zeigen, wie die Architekten auf die Eigenheiten unterschiedlicher Bauorte reagieren. (Foto: © be baumschlager eberle) ► www.aedes-arc.de

2 Für Andere | Beim Weißenhof-Symposium 2014, „Who cares? Aspekte sozialer Gestaltung“, steht die Frage nach der sozialen Verantwortung von Design und Architektur im Zentrum. Am 4. und 5. Februar kommen an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart Gestalter zu Wort, die sich mit dieser Thematik beschäftigen; so auch Markus Dobmaier, der mit dem „Bauen für OrangeFarm e.V.“ Bauten in Afrika realisiert hat. (Foto: © Bauen für OrangeFarm e.V.) ► www.weissenhof-institut.abk-stuttgart.de

3 Qualität in Deutschland | Der DAM Preis für Architektur in Deutschland 2013 geht an das Büro Lederer Ragnarödöttr Oei. Ihr ausgezeichnetes Projekt, das Kunstmuseum Ravensburg, steht im Fokus einer Ausstellung, die vom 1. Februar bis 11. Mai im Deutschen Architekturmuseum zu sehen ist. Darüber hinaus werden alle die 22 Bauten präsentiert, die es ins Jahrbuch 2013/2014 geschafft haben. (Foto: © Thomas Lewandowski) ► www.dam-online.de

Englischer Garten am Maschsee | Die Königreiche Hannover und England wurden von 1714 bis 1837 in Personalunion regiert. Während des Symposiums „Hanover and England – A garden and personal union? German and British garden culture between 1714 and today“ wird am 26. und 27. Februar in Hannover untersucht, wie weitläufig der kulturelle Austausch, nicht nur in der Landschaftsarchitektur, zwischen England und Hannover/Deutschland bis heute ist. Das Zentrum für Gartenkunst und Landschaftsarchitektur der Leibniz Universität Hannover hat dazu Referenten aus verschiedenen Fachrichtungen eingeladen. Anmeldung bis 14. Februar ► www.cgl.uni-hannover.de